

88] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

— Lillys Briefe muß ich verbrennen, fiel es Helge plötzlich ein. Und die Photographien. Alles.

Er hatte die Schweigern nicht mehr gesehen seit der Nacht, als er sie auf dem Dach zurückgelassen hatte. Reuter hat e mit keinem Blick, mit keinem Nicken an ihr Zusammensein erinnert. Es war, als wäre es nie gewesen, und als existiere Bendel überhaupt nicht.

Eines Morgens fand er einen dicken parfümburchränkten Brief mit der wohlbekannten, großen, fast senkrecht stehenden Schrift der Fanchetti vor. Er wog ihn in der Hand, und sein Herz hämmerte in schnellerem Takt. Dann aber nahm er rasch eins der großen Firmakuberte, steckte den uneröffneten Brief hinein, schrieb die gewohnte New Yorker Adresse — eine Chiffre — darauf und übergab Burke sofort den Brief zum Befördern. Daraufhin kam einmal eine Ansichtskarte aus Ostende, mit dem Bewimmel am Strand vor dem Badehotel. „Herzlichen Gruß und alles Gute wünscht Lilly Fanchetti!“ stand quer über dem Bild geschrieben. Ein paar Tage lang ließ er das Bild auf dem Konnossementen-Tisch stehen. Es war immerhin eine Art Sommerbild.

Helge ließ den Laternenpfahl los, dessen Eisenrückgrat er eine halbe Stunde lang unklammert hatte. So elend, hoffnungslos, einsam und unlustig hatte er sich noch nie gefühlt. Früher war alles voll blauer Flecken, goldener Ränder und rosiger Perspektive gewesen in der schwarzblassen Gewitterwolke. In dieser Atmosphäre tödlich drückender Hitze und Fäulnis, in der Enge und dem Druck der Kontorkatastrophe, mit dem Entbehrungsgefühl der paar verlebten Feiertage und der nach jeder Richtung hin zunichte gewordenen Illusionen glaubte er das Ende vor sich zu sehen. Und wenn dem so war: worauf wartest du? So einfach! Wie vorhin mit dem Pferd.

Da tönte ein Gong. Es war nicht die Polizeipfette — der Klang war feiner und schriller. Helge blickte südwärts und sah, wie auf beiden Trottoiren in der Ferne schwarze Menschenkeile dahinstürzten. An den Seiten des Fahrdammes stürmte ein langes Band von Radfahrern. Und mitten auf dem Asphalt kam in rasender Fahrt ein wohlbekanntes Gefährt — der kleine Bankwagen der Daily News mit dem Doppelpaar schwarzer Pferde. Drei oder vier Reporter saßen im Innern des schlingernden Rumpfes festgeklammert, und auf dem Bod, neben dem Kutscher, hing Frank Holme; mit der einen Hand hielt er die Mütze über die im Wind flatternden dunkeln Haarsträhnen gepreßt; die andere umspannte mit krampfhaften Griff das große Skizzenbuch.

— Wie eine Kalkwand sieht er aus im Gesicht!

Das war alles, was Helge zu denken vermochte. Dann waren sie vorüber. Das Klappern der Hufe verstummte.

Aber in der Kiesspur des raschen Reportergefährts folgten jetzt die Feuerwehrwagen der ersten Abteilung des Südviertels. Drei schwere, von Messing, Kupfer und Nickel blinkende Feuerspritzen lärmten tutend und alodenschmetternd vorüber. Zinnoberrote Feuerleitern, kleine Kabriolette und Gigs, zwei lange, flache Wagen mit Mannschaften in Lederrocken und Feuerwehrhelmen; nebst Polizei- und Ambulanzwagen strichen wie grade Linien die Straße entlang. Und von Norden, Osten und Westen ertönten dieselben Signale, dasselbe Rädergetöse und Werkzeuggerassel. — Großfeuer!

Gleichzeitig klapperten ringsumher Sohlen, gleich Hufen einer Viehhofherde. Stehend in der schweren Abendluft stürzten die Mengen von der Clark Street in der Richtung der Wagen dahin. Sie liefen wie eine Koppel schnaubender Hunde, mit Augen und Zungen, die aus ihren Höhlen herausgingen, ohne Hüte, mit aufgerissenen Hemden und flatternden Krawatten. Die Luberfellungen pfliffen, und zwischen den widerballenden Laufschritten vernahm man unartikuliert Ausrufe, herausgezischt wie aus Dampfpeifen:

— Es brennt! — Es brennt! — Feuer — Feuer! Großfeuer!

In dieser Aufregung, die die erstickende und lichte kochende Ofentemperatur gleichsam noch unterstrich, überkam Helge ein unnatürliches Verlangen, das Gratisschauspiel des Brandunglücks mit anzusehen. Es war das Verlangen des Böbels nach Zirkusspielen, aber auch das stumme Begehren des Massentiers nach etwas Erlösendem, Zerstörendem. Wenn eine Feuersbrunst aufs neue die ganze Stadt in Asche legte — er selbst würde, wie die Mehrzahl, nur wenig davon berührt, im Gegenteil, ihm würde es geradezu Vorteil bringen.

Bestürzt über seine eigenen Betrachtungen blickte er in die Höhe. Ueber die Dächer quollen dicke Rauchwolken, und die obersten Fenster der Wolkenkraber auf der Ostseite der Straße waren wie mit Blut gefärbt. Der Himmel sah aus wie aus Backstein gemauert.

Jetzt merkte er, wie die Leute aus den Läden und Haustüren kamen und emporstarrten. Barhaupt Männer und Frauen traten weit auf die Trottoire vor und deuteten. Mitten auf dem Fahrdamm standen Menschen, die Pferde wurden angehalten, während die Kutscher einander mit den Peitschenschäften die flammenden Reflexe am Himmel wiesen.

— Drüben auf der Westseite brennt es — am westlichen Flußufer — es muß ein Elevator sein . . .

Und schon wußte auch jemand Ort und Stelle:

— Es sind Reuters Getreideelevatoren!

Von Mund zu Mund wiederholte sich der Name:

— Reuter — Reuters Weizen!

Und unentwegt hörte man an den Straßenkreuzungen die Brandwagen rattern, Pferde schnauben, eilende Füße und Trompetenstöße.

Plötzlich begann Bendel zu laufen wie die übrigen. Er geriet in eine Menge, die an der Madison Street abbog und darauf westwärts stürmte.

Lange ehe sie die westliche Tunnelbrücke erreicht hatten, sahen sie Flammen in dem dicken Rauch, der in einer ungeheuren Spiralfäule meilenhoch emporzuwachsen und sich dann in Kegelform auszubreiten schien. Helge stellte sich vor, der Ausbruch eines feuerpeinenden Berges müßte aussehen wie dieser Brand.

Die Brücke war von der Polizei gesperrt.

Helge folgte ein paar Männern, die jetzt quer durch einen Kohlenhof sprangen, von wo aus sie auf die Strandgasse des westlichen Flußarms, ein mit schwarzem Kohlengefüß und verfaulten Holzabfällen bestreutes, von einem zermorsten Bretterzaun eingefashtes Gelände kamen. Es war dicht gedrängt voll Menschen, und auf den Dächern der Holzbaracken, auf Zaun und Pfählen, in den Flußprahnen und sogar auf den Ketten standen, saßen, lagen, wie Fliegen sich festklammernd und -haltend, Tausende von Neugierigen. All diese Gestalten leuchteten, als brenne jede einzelne aus sich selbst heraus. Der Miesenbrand auf dem andern Ufer illuminierte die ganze, hier sich senkende östliche Stadthälfte, als sei sie mit roter Farbe unterstrichen.

Es war wirklich Reuters Getreide, das in einem blendenden Feuerwerk, in Form von glühenden Sternen, gen Himmel sprühte, um darauf in einem prächtigen Funkenregen als schwarzer Rußförnerdswarm in den spiegelnden Fluß zu fallen. Aber es waren nicht seine Magazine, sondern ein ganzer Komplex von Elevatoren, hoch wie Bergfesten, häßlich wie Gefängnisse, der der großen Nord-West-Eisenbahnlinie gehörte. Mit einem sarkastischen Lächeln horchte Bendel auf die Bemerkungen der Zunächststehenden. Sie meinten, daß hier der Spekulant große Kapitalien verlöre, und daß die Feuersbrunst als eine Art Strafe anzusehen wäre für seine vermessenen Versuche, sich zum Alleinherrscher über das Brot des Volkes zu machen. Aber so war es gar nicht; nicht einen Cent verlor Reuter; alles, Getreide, Wagen, Mauern und Maschinen waren versichert, und wenn irgend etwas, so gewann er noch dabei, weil überhaupt nicht Fahrzeuge genug da waren, um in vertragsmäßiger Zeit seinen gaazen erhofften Weizenreichtum zur Ausfuhr zu bringen.

Von der Strandgasse aus sah man die Feuersbrunst bloß wie ein großes Panorama. Das brennende Getreide bildete wunderbare Rauchformationen, die ein schwacher Wind von Süden nordwärts segte. Aber Einzelheiten sah man nicht,

nicht einmal die Flußspritzen, deren arbeitendes Stampfen über dem Wasser her dröhnte. Die Feuerwehr versuchte augenscheinlich den Vulkan nur zu begrenzen, nicht zu löschen; denn die Dampfvolken, die in weißen Ballen erst zwischen dem Rußbrauch aufgejährt waren, hatten aufgehört. Das Wasser wandelte sich durch die Hitze zu Dunst, noch längst eh es die Mauern erreichte, und so brannte, scheinbar ohne Widerstand, das gewaltige Weizenopfer am Himmel.

Die Menge verfolgte stillschweigend die ganze Entwicklung. Die Einzelpersonen schmolzen immer mehr ineinander, wurden stumm, gestikulierten nicht mehr, erstarren, als würden sie von den Flammen drüben zu einer Schlackenmasse zusammengeschweißet. Manchmal hob sich eine vereinzelte Hand, und dann sah sie aus wie eine Fahne vor einer Schlachtfeldfront, rot, als brannte sie. Wenn eine Mauer fiel oder ein Dachgiebel zusammenstürzte, ging ein langgezogenes Murmeln durch den Volkshaufen. Dann wieder tiefes Schweigen.

Weder Hitze noch Geräusch gelangte bis hier herüber. Nachdem Helge lange Zeit auf den Brand hinübergestarrt hatte, kam es ihm vor, als flößen Wasser und Luft ineinander. Der Fluß war eine blanke Flamme, und die großen, brennenden Häuser die Rike eines Tors, aber nicht zum Himmel, sondern zur Hölle.

— Hallo, Wendell! sagte eine breite Stimme.

Helge wandte sich um. Neben ihm stand Hastings, einer der Kontoristen aus der Zweiteklasse-Abteilung. Der Feuerchein farbte sein für gewöhnlich blaßes, haageres Gesicht. Er war unverheiratet und kleidete sich mit einer gewissen Präzision. Aber dieser Anspruch auf Eleganz war an diesem Abend traurig abgeschwächt. Sein Hemd war so zerknittert und verschleckt, als hätte man darauf herumgestampft und getrampelt, und der gestärkte Kragen war geschmolzen wie ein Stück Stearin. Sogar die Kleider sahen ganz abgetragen aus; voll Straßenstaub und Asphaltschmutz waren sie. An Knien und Ellbogen saßen eingetrocknete Mistreste und Strohhalme.

— Hallo, Hastings! gab Wendell zurück.

— Ich bin verflucht betrunken! sagte Hastings mit einem Aufstoßen. — Wie der Satan hab' ich getrunken, Wendell!

— Recht so! sagte Helge.

— Ja, freilich ist es recht so! schrie der Kontorist. — Und jetzt — jetzt haben wir ein Großfeuer. Das ist — das — das — das ist auch recht!

— Ganz gewiß.

— Aber weshalb bist du nicht auch besoffen? Was? All die Kerls von der Kennyon-Linie sind besoffen heut' Nacht. Ja, Herr. Wir feiern unsere Entlassung. Meinst du, ich scher' mich drum? Ich fürcht' mich davor? Ich könnte nicht jederzeit einen andern Jobb kriegen? Was? Nein, Herr. Ich werd' diesem verdammten S. Maitland Wolsey Esquire schon zeigen, daß ich in zwei Jahren der Leiter der größten Linie der ganzen Welt bin, Herr. Ja, Herr. Hören Sie? Der größten Linie der Welt! Ich bin Amerikaner. Nicht so ein verdammter Engländer oder Schwede. Verstehen Sie? Geboren im Lande Gottes — im Lande Gottes! Unser Land ist unser stolzer Adler, Herr!

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Elend in der neuen Welt.*)

Gaffon sagt, Onkel Sam habe etwa fünfsechshundert Millionen Deutsche in seine Familie aufgenommen, und eine sorgfältige Schätzung zeige, daß das Sternenhanner zurzeit über zwölf Millionen Deutsche, Männer, Frauen und Kinder wehe. Man mag diese Zahlen übertrieben nennen, immerhin, so viel ist gewiß, das Land der Dichter und Denker hat mehr Söhne zu Onkel Sam gesandt, als irgend ein anderes. Und unter den deutschen Auswanderern befanden sich die besten ihrer Rasse und ihrer Klasse und ihrer Zeit.

Diese Tatsache heißt einen fragen, warum die Vereinigten

*) Im Verlag von Alexander Schöde u. Cie., Stuttgart, erscheint demnächst ein Buch von Fritz Kummer: *Eines Arbeiters Weltreise*. Das Werk ist reich illustriert und mit einer Karte versehen. Vorzugspreis bis 1. Februar 1914 3 M., später 4,50 M. Aus dem und vom Verlag zugestellten Ausschangebogen drucken wir obiges Kapitel ab.

Staaten kein Land mit deutscher Sprache und Kultur geworden sind, oder wenigstens doch, warum der Einfluß der deutschen Rasse auf Staat und Gesellschaft so überaus gering war und ist. Die deutschen Einwohner wurden Amerikas Tagelöhner, wurden zu seinem Kulturdünger, ohne dafür irgend welche Anerkennung zu finden. Das war weniger die Schuld der deutschen Einwanderer, sondern die Folge des politischen Elends ihrer Heimat. In den Vereinigten Staaten hat das Deutschtum hundertfältig büßen müssen, was die herrschenden Klassen Deutschlands am Volke verbrochen haben.

Der zahlenmäßige Niedergang des Deutschtums in Amerika wird durch natürliche Ursachen, durch Rückgang der Einwanderung, bestimmt. Wo der Tod eine Lücke reißt, tritt zumeist kein Ersatzmann ein. Der Verlust mühte und kann nur durch den deutschen Nachwuchs ausgeglichen werden. Dieser aber zeigt dazu auch nicht die geringste Neigung. Er steht der Sitte und Sprache der Väter mit vollständiger Gleichgültigkeit gegenüber, die vielfach umschlägt in Feindschaft gegen alles Deutsche.

In Amerika wird das Deutschtum von seiner eigenen Nachkommenchaft verleugnet, nein, noch mehr, von ihr ins Grab geschlagen.

Diese Tatsache ist zu bestürzend und zu betäubend, als daß man wortlos daran vorübergehen könnte. Nach ihren Ursachen haben Angehörige aller Volksschichten und sämtlicher politischen Richtungen gesucht. Keinem der Forscher ist es, soweit ich zu sehen vermag, gelungen, den Urquell des Übels zu entdecken; sie konnten ihn auch gar nicht entdecken, weil sie ihn, anstatt in Europa, in Amerika suchten.

Eine große Bewegung muß, soll sie Kraft und langes Leben haben, von der breiten Volksmasse getragen werden. Diese ewige Wahrheit gilt selbstverständlich auch für das Deutschtum jenseits des Weltmeeres. Wäre es von der unteren, der zahlreichsten Schicht der deutschen Einwanderung, von der Arbeiterschaft, kräftig unterstützt worden, es stände heute besser da. Das war jedoch nicht der Fall. Die Arbeiter standen gleichgültig beiseite. Wie hätten sie anders handeln können? Ist bei ihnen das Verständnis für die deutsche Sache geweckt worden? Hat das deutsche Vaterland durch irgend welche Wohlthaten Anspruch auf ihre Zuneigung erworben? Sind sie in der Heimat mit den Fähigkeiten ausgestattet worden, deren es bedurfte, um ihre Kinder mit deutschem Geist zu erfüllen? Mit nichts.

Politisches Elend oder wirtschaftliche Not trieb die Arbeiter über das weite Meer. Was ihnen der Steuererheber oder der Gerichtsvollzieher von ihrer karglichen Habe gelassen hatte, langte gerade für die Reise im Zwischendeck. Im Goldlande Amerika kamen sie mit leeren Händen und vielem Weh in der Brust an. Mit dem Vaterland waren sie fertig. Gewiß stellte sich bei den meisten bald ein Nennen in der Brust, eine Sehnsucht nach einem Etwas, kurz das Heimweh ein. Allein ein Blick auf die Wasserwüste und auf den Vorratbestand drückte es wieder nieder. Dann ließ der Kampf ums Dasein ohnehin nicht viel Muße zur Beschäftigung mit solchen Gefühlen. Das rauhe Proletariatsleben ist ein schlechter Boden für ihre Entfaltung.

Die Not trieb zur Suche nach Arbeit, noch ehe der Mond im neuen Lande einigemale gewechselt hatte. Allzu wäherlich durste und konnte der Anfümmling nicht sein. Selbst wenn er dabei der besten einer in seinem Fache gewesen, hatte das jetzt zumeist keine Bedeutung. Vor allem wurde Brot gebraucht und auch einige Dollar für neuen Hausrat. Der Fremdling durfte sich nichts verbrießen lassen. Vielleicht feuerte, murkte er, schludte den Aerger hinunter, aber jedenfalls schanzte er von früh bis spät. So tat seine Frau. Ihre starken Arme, ihre Mühseligkeit und Arbeitslust kamen dem neu errichteten Haushalt gut zustatten. Sie schneerte, wusch, nähte, wickte, kurz ersetzte einer eingeborenen Familie einen Mann und ein Mädchen für alles für übermäßig geringe Ansprüche.

Und die Kinder? Diese lagen den lieben langen Tag im Lustpark der Armen, auf der Straße. Die Fabrikpfeifen schredten sie vom harten Lager, das Tageslicht lockte sie heraus aus dem düsternen Heim, der Straßenlärm begleitete sie, eine gute Vorziehung beschäftigte sie.

Das Einwandererkind gleicht dem Blatt, das der Herbstwind in die Straße weht und weitertreibt. Einsam, fremd, gottverlassen, sucht es und findet es bald Spielgenossen. Deren selbstbewußtes Auftreten, ihre Sicherheit im Urteil fällt der kindlichen Unschuld vom deutschen Lande sofort auf. Ihre Dreistigkeit im Verkehr mit den „Großen“ gebietet Achtung. Von ihnen sieht das fremde Kind verteuftet spähige Kniffe, hört fremde Laute, die begierig nachgeahmt, zu Worten gemacht, zu Sätzen geformt werden. Bald ist ein englischer Vorkursatz gesammelt, mit dem nach besten Kräften gemunkelt wird. Mit der Sprache ist der Schlüssel gegeben zu dem Schreine, der für Auge und Ohr des fremden Kindes wundersame Dinge bringt.

Frei von der schützenden, leitenden, zwingenden Elternhand, plötzlich, unvorbereitet hineingeworfen in eine fremde, eigenartige Welt, ringt Herz und Kopf des Einwandererkindes, die sturmartig eindringenden Eindrücke zu fassen. Es läßt sich bescheiden, schüchtern an. Bald wird es mit nicht gerade ehrsüchtigen Geberden „Dutch“ geheißt. Es vermeidet alles, was ihm als Ursache dieses Spottnamens beacht. Der geschürfte Verstand empfängt von des „Dutchman's Country“ (Deutschland) himmeltraurigen Bericht und viel, sehr viel Wunderbares, einfach unfaßbar Großartiges von dem

„herrlichsten Lande“, das die Sonne bescheint, von Amerika. Wald sieht es den Jim blanke Nickels für Zigaretten spenden, den Bill Ladschuhe tragen, den John auf Rollschuhen kugeln. Von den Müttern seiner Spielkameraden hört es sagen, daß sie „Fünf-Dollar-Hüte“ haben, Ladies sind, die Schwester eine Miß ist, der Vater einen „Bier-Dollar-Job“ (Verdienst) hat. Und der sein auf-geputzte Parlor (Empfangsraum) mit dem schönen Hausrat ist auch schon bewundert worden. Das Einwandererkind denkt an seine kalte, laßle Häuslichkeit, bestiebt sich seine würdigen Tittlinge, stellt sich seine Mutter als alles andere vor, nur nicht als Lady, und es weiß, daß es selbst niemals einen Großen beiaß. Was Wunder, wenn alle Vergleiche zu seiner Ungunst ausfallen.

Ueber die Ursachen dieses Standes der Dinge weiß das Kind noch nichts Bestimmtes zu sagen. Aber bald geht's in die Schule. Noch ehe das Abc gelernt, wird gelehrt, daß Amerika das herrlichste, freieste Land ist, wo jeder, auch der Vermiste, Präsident und Millionär werden kann; daß jeder ein freier Bürger ist, während im alten Lande die Menschen nur Knechte der Fürsten sind. Früher, vor vielen Jahren, sei es in Amerika auch so gewesen; aber die Unterdrücker seien davongeschlagen und die „Hessen“, die geholfen, getötet worden. Danach sei Freiheit angebrochen, die Gleichheit der Menschen verkündet und Reichthum über alle gekommen. Das wisse übrigens die ganze Welt, denn von überall kämen Tausende herbeigeströmt, um Schutz und Reichthum unter dem Sternenbanner zu suchen, das über alle schützend wehe. Solch ein edles Banner zu achten, müsse Ehrentage sein, das glückseligste Land zu verteidigen, die heiligste Pflicht. Das wirkt.

Freilich wird den Kindern die wahre Geschichte jener „Hessen“ — die von ihrem vielgeliebten Landesvater als Schlachtvieh an den englischen König verschachert worden waren — nicht erzählt, auch nicht, daß die deutschen Bauern in Germantown ihre Unabhängigkeitserklärung schon entworfen, noch ehe die „Väter des Landes“ daran dachten; daß die deutschen Turner in der vordersten Reihe gegen die Sklavenhalter des Südens kochten; daß auf die deutschen Scharfschützen in den dunkelsten Stunden des Bürgerkrieges unbedingter Verlaß war. Doch werden Namen wie Steuben, Siegel, Schurz genannt. Dafür aber wird aus Washington ein Gott gemacht, aus den „Vätern des Landes“ mindestens Halbgötter, und Lincolns Laufbahn wird zur Möglichkeit für jedes Kind.

Der Vater weiß auf die begeisterten Geschichten, die sein Kind von Straße und Schule mitbringt, nicht viel zu erwidern. Wohl mag er stille Zweifel an der Herrlichkeit, Gleichheit und Freiheit des Landes seiner Wahl hegen. Er erinnert sich vielleicht, wie schwer er bei der Arbeit getrieben wird; daß einer seiner Kollegen verunglückte, sich aber kein mitleidiges Auge nach ihm wendete; daß andere Kollegen sofort auf die Straße gesetzt wurden, weil sie einige Stunden zu spät kamen; daß andere keine Arbeit mehr finden können, weil sie 40 Jahre alt sind; daß ein Bekannter betteln gehen muß, weil er seine Glieder in der Fabrik eingebüßt hat.

Aber wenn er an die Heimat denkt, werden seine Gefühle auch nicht rofiger. Hat sich ihm das Vaterland jemals anders als in der Gestalt des Unteroffiziers, des Steuererhebers, des Gerichtsvollziehers gezeigt? Die neue Heimat mag auch nicht besser sein als die alte, immerhin ist er jetzt den Polizeigeruch los. Zwischen ihm und der preussischen Drangal liegt das Weltmeer. Seine Söhne brauchen nicht ihre besten Jahre in der Kaserne zu vergeuden. Das Sümmeche, das ihm bei der Feilerei mit dem Fabrikanten verbleibt, wird nicht noch einmal vom Steuererheber geteilt. Dann braucht er weder Schulgeld zu zahlen noch Besuche zu kaufen. Und vor allem: er kann sich in Amerika doch wenigstens satt essen, wenn er Arbeit hat.

So muß schon etwas Wahres an den Geschichten seines Sprößlings sein. Ueber das Wieviel oder Was zu deuteln, verbieten ihm Zeitmangel und Unkenntnis. Uebrigens, wenn er mit seinem Jungen anfangen wollte, Vorzüge des Vaterlandes gegen Amerika zu sieben, würde er nicht weit kommen. Ohne Zweifel wird mancher deutsche Vater in solchem Bedegeseft mattgelezt werden, ohne überzeugt zu sein. Nach eingehender Prüfung wird sein Gefühl immer noch günstig für das Vaterland abschließen, nur kann er nicht recht erklären, aus welchen Summen sich dieser Uebersturz zusammensetzt: seine Bildung erlaubt es nicht, sein Sprachvermögen hat dafür keinen Ausdruck. Von den Werten, die den Ruhm des Volkes der Dichter und Denker ausmachen, hatte er sehr wenig erhalten. Dieser Mangel war auch nicht kleiner geworden durch Eintrichterung von Bibelprüchen, Gesangbuchverben und durch Einzelbeurteilung des Jenseits. Die Meisterwerke der deutschen Literatur waren für ihn nicht geschrieben, die Werke der deutschen Kunst für ihn nicht geschaffen, die deutschen Sprachmeister hatten für ihn nicht geschrieben. Sein Wortschatz der Muttersprache langte gerade, am Familientisch die Sorgen zu erzählen, aber nicht dazu, bei den Kindern ein liebevolles Verständnis für deutsche Kultur und deutsche Sprache zu fördern.

Mit einer so armeligen geistigen Ausrüstung ist gegen Jungen, die sich an den glühenden Brüsten der Amerikaner großgezogen haben, nichts auszurichten.

Dies alles läßt bei dem Einwandererkind das Bewußtsein keimen und befestigen, daß Amerika das erleuchtete und beste Land der Welt ist; daß es sich belohnt, sein Bürger und Verteidiger zu sein.

Es beginnt sich zu schämen, anderstwo geboren zu sein; es

ärger sich über den Vater, der in der Wahl seines Geburtslandes jedes Unterscheidungsvermögen mißten ließ. Scham und Aerger werden zum Haß gegen alles, was nicht Amerika heißt. Das Verbrechen, das das deutsche Kind in seiner Herkunft sieht, sucht es gutzumachen durch lautes Brästen mit Amerikas Herrlichkeit. Deutsche Lebensart macht der amerikanischen Plag; mit Aengstlichkeit wird jeder deutsche Laut vermieden. Die Alten sprechen deutsch, die Kinder antworten englisch. Aus dem Hans wird ein John, aus dem Lieschen eine Bessy. Und wo immer sich ein patriotisches Geheul hören läßt, heult der deutsche Nachwuchs am lautesten mit.

Das Elend des Deutschtums in den Vereinigten Staaten ist die Folge des Elends im Vaterland. In Amerika hat die deutsche Sache das zu büßen, was die herrschende Klasse in Deutschland am arbeitenden Volk gesündigt hat.

Das Wesen der Erkältung.

Unter den vielen Uebeln der Menschheit wird keins häufiger genannt als die Erkältung, und doch ist kein Begriff für die medizinische Wissenschaft so wenig befriedigend aufgeklärt. Man möchte sagen, daß mit Rücksicht auf die Erkältung jeder einzelne Mensch seine Privat-erfahrungen sammelt, die er für richtiger und wichtiger hält als alles, was ihm der Arzt darüber sagen oder verschreiben kann. Und nicht selten mit einem gewissen Recht. Das mephistopelische Wort: „Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen“ erleidet hier eine um so mehr bedauerliche Ausnahme, als es sich um eine Ausnahme handelt, von der wohl kein einziger Mensch verschont bleibt. Vielleicht sängt der Fehler aller Erörterungen darüber schon mit dem Namen der Erkältung an, aber er ist nun einmal nicht auszurotten und wenigstens in der Hinsicht zutreffend, als er darauf hindeutet, daß die Veranlagung in der Erwerbung dieses Leidens eine überwiegende Rolle spielt.

Dr. Kehler, der in der chirurgischen Universitätsklinik in Jena eingehende Forschungen über das Wesen der Erkältung angestellt und seine Ergebnisse jetzt in der Zeitschrift für Balneologie veröffentlicht hat, nennt für jede Erkältungskrankheit drei Gesichtspunkte als wesentlich: einmal die Einwirkung tatsächlicher Erkältungseinflüsse, an zweiter Stelle die dadurch hervorgerufene Empfänglichkeit für krankheitsregende Bakterien und drittens das Vorhandensein solcher Bakterien. Es ist selbstverständlich ein Fortschritt der Neuzeit, daß die Erkältungskrankheiten ein Gegenstand für die bakteriologische Forschung geworden sind. Als anstehend sind gerade sie wohl mit zu allererst erkannt worden, weil eine fast alltägliche Erfahrung lehrt, wie leicht übertragbar ein Schnupfen ist. Immerhin ist noch nach der Entdeckung der Bakterien geraume Zeit vergangen, ehe man die Kleinwesen auch für diese Leiden der Menschheit verantwortlich gemacht und ihnen nachzuspüren versucht hat, und noch jüngeren Datums sind die Bestrebungen, die den Erkältungskrankheiten gar durch eine Säugimpfung oder ähnliche bakterienfeindliche Behandlung beikommen wollen. Dr. Kehler beschäftigt sich naturgemäß auch mit der Aufklärung des Begriffs der Erkältung. Früher wurde, vom alten Hippokrates an, die Erkältung überall da angenommen, wo eine Erkrankung auf andere Weise nicht erklärt werden konnte, und man kann wohl sagen, daß außerhalb wissenschaftlicher Kreise derselbe Gebrauch auch heute noch herrscht. Mit der Umwandlung der Medizin in eine edle Naturwissenschaft trat dann ein Rückschlag ein, und die Schule Virchows wollte von der Erkältung überhaupt nichts mehr wissen. Damals bedeutete das nur eine Gegenwehr gegen die Anwendung einer Bezeichnung, der man keine genaue Kennzeichnung geben konnte. Später, als die Bakterienforschung sich entwickelt hatte, kam man von dieser Seite her mit besseren Gründen zur Ablehnung des Erkältungsbegriffs. Wenn man jede ansteckende Krankheit auf bestimmte Erreger zurückführt, so erscheint es zunächst nicht notwendig oder sogar unzulässig, daneben solche Einflüsse wie die einer Erkältung anzuerkennen. Immerhin erkannte auch schon Pasteur, daß die Entstehung einer Krankheit davon abhängig ist, daß die betreffenden Bakterien eine bestimmte „individuelle Disposition“ vorfinden, mit anderen Worten: einen zubereiteten Nährboden, auf dem sie sich entwickeln können. Damit war schon die Richtung gewiesen, in der man zu einer wissenschaftlichen Begründung der Erkältung gelangen konnte und das geschah durch den Nachweis, daß durch Erkältung die Widerstandsfähigkeit gegen Angriffe auf die Gesundheit des Organismus insbesondere vonseiten der Bakterien herabgesetzt wird. Auch damit steht man freilich erst am Anfang der Erkenntnis, weil nun erst gezeigt werden muß, worin die durch die Erkältung geschaffene Disposition eigentlich besteht.

Es gibt drei haupttägliche Theorien über die Erkältung. Die erste und älteste stammt von französischen Forschern und will die Erkältungskrankheiten durch eine Unterdrückung der Hautausscheidungen und die dadurch herbeigeführte Anhäufung schädlicher Stoffe im Körper erklären. Diese Anschauung ist später widerlegt worden. Die zweite Theorie von Rosenthal geht von der Annahme einer gewissen Lähmung der Hautgefäße unter dem Einfluß der Wärme aus. In der Tat würde es daraus verständlich sein, daß der plötzliche Einfluß von kalter Luft zu einer besonders starken Abkühlung des Bluts führt, die weiterhin die inneren Organe schädigt. Die Tierversuche, bei denen

künstlich eine starke Abkühlung des Blutes veranlaßt worden war, haben keine erheblichen Veränderungen innerer Organe herbeigeführt, so daß auch diese Theorie nicht als bestätigt angesehen werden kann. Eine dritte Theorie spricht von einer Ueberladung der Arterien mit Blut, die als Folge und gewissermaßen als Gegenwehr nach der Hautabkühlung eintritt und ihrerseits die Vermehrung der Bakterien begünstigt. Dr. Krehler lehnt all diese Anschauungen ab, da die von ihm betonten Erscheinungen höchstens eine Begünstigung oder auch eine Folge einer Erkrankung sein können. Ebenso aber wendet er sich gegen die aus der Bakteriologie hervorgegangene Behauptung, daß es gar keine Erkältung gebe, oder daß diese nichts weiter als eine ansteckende Krankheit sei. Seine eigenen Untersuchungen erstrecken sich zunächst auf die Frage, welche Schutzstoffe des Blutes durch die Einflüsse einer Erkältung eine Veränderung erleiden können, die als eine Verminderung der Widerstandsfähigkeit gegen eine eigentliche Erkrankung zu betrachten wäre. Durch zahlreiche Versuche an Kaninchen und Meerichweincheln ist nachgewiesen worden, daß durch eine Erkältung sowohl die Leukozyten, als auch die eigentlichen bakterienfeindlichen Stoffe (Bakterizidine) des Blutes eine Abnahme erleiden. Bekanntlich werden auch die Leukozyten oder weißen Blutkörperchen nach der Lehre von Reischnissoff als Feinde der Krankheitsstoffe und insbesondere der Bakterien betrachtet. Wenn nun für den Menschen dasselbe gilt, wie es hier für Tiere nachgewiesen worden ist, so kann der Begriff der Erkältung und ihrer Folgen für den Gesamtzustand des Körpers als endgültig aufgeklärt erachtet werden. Die Erkältung vermindert demnach die Abwehrmittel, die das Blut bereit hält, um die Festsetzung und Entwicklung von Krankheitserregern zu verhindern, und zwar scheint der Grad der Beeinflussung des Blutes in dieser Hinsicht ein außerordentlich hoher zu sein, so daß man sich über die Häufigkeit von Erkältungskrankheiten nicht zu wundern braucht.

Freilich entstehen wie immer so auch hier aus der Lösung einer Frage alsbald neue. Man möchte nun wieder wissen, weshalb jene Schutzstoffe im Blut durch die Einwirkung der Kälte eine so rasche und bedeutsame Abnahme erfahren. Darauf darf man eine sichere Antwort noch nicht erwarten. Es kann nur gesagt werden, daß vielleicht durch den Einfluß der Kälte gewisse schädliche Stoffe im Blut hervorgerufen werden und den Schutzstoffen entgegen arbeiten. Andererseits wäre es denkbar — und das liegt wohl noch näher —, daß infolge der Erkältung die innere organische Betätigung gestört wird, der die Bildung der Schutzstoffe im Blute zufällt. Dr. Krehler hält das Auftreten von besonderen Giftstoffen im Blute als Folge der Erkältung für unannehmbar und tritt mehr der anderen Auffassung bei, sieht also das Wesen der Erkältung in einer gewissen Störung des gesamten Gleichgewichts der körperlichen Funktionen, durch die auch die Bildung oder dauernde Ergänzung der Schutzstoffe beeinträchtigt wird.

Zu den Erkältungskrankheiten werden meist alle Entzündungen der Schleimhäute und Luftwege gerechnet, also vornehmlich Schnupfen, Halsentzündung und Lungenentzündung, ferner auch die Influenza, deren Begriff freilich auch noch recht willkürlich gebraucht wird, in weiterem Sinne noch der Rheumatismus. All diese Krankheiten haben ihre Erreger. Für Schnupfen und Halsentzündung sind es die sogenannten Eiterbakterien aus den Familien der Streptokokken und Staphylokokken, für die Influenza der gleichnamige Bazillus, für die Lungenentzündung die Pneumokokken. Dr. Krehler hat gerade mit diesen Bakterien nachgewiesen, daß der Schutz gegen sie durch den Einfluß der Erkältung vermindert wird. Dennoch ist er mit diesem Ergebnis nicht zufrieden, und erblickt darin auch noch nicht eine Erklärung des eigentlichen Zustandekommens der Erkältungskrankheiten. Dazu müßte erst experimentell festgestellt sein, wie diese Bakterien in dem durch Erkältung in der Abwehr geschwächten Organismus sich entwickeln, zumal sie ja erst in das Innere der Schleimhäute eindringen müssen, ehe sie mit den Schutzstoffen des Blutes überhaupt in Berührung kommen können. Doch läßt sich annehmen, daß die Erkältung auch gerade die Schleimhäute direkt schädigt. Jedenfalls besitzen, wie von Bail besonders gezeigt worden ist, die Bakterien selbst gewisse Angriffstoffe oder erwerben die Fähigkeit zur Bildung solcher auf einem günstigen Nährboden. Man müßte danach vermuten, daß die Bakterien und Koffen, die mehr oder weniger immer in der Mund- und Nasenhöhle vorhanden sind, durch die Erkältungseinflüsse die Eigenschaft zur Entwicklung derartiger Angriffstoffe gewinnen. Es handelt sich also in letzter Linie um Geheimnisse der Lebensvorgänge im Innern der winzigen Bakterien selbst. Es bliebe noch viel zu erörtern, wenn man das Thema der Erkältung vollständig behandeln wollte, z. B. das Wesen der Abhärtung, das auf dem Wege des Gegenbeweises zu einer Aufhellung der Schwierigkeiten führen könnte.

Kleines feuilleton.

Wie das plattdeutsche Märchen weiter lebt. Es klingt fast selbst wie ein Märchen, daß noch heute, mehr als hundert Jahre, nachdem die Brüder Grimm den kostbaren Schatz ihrer Kinder- und Hausmärchen gehoben, neue reiche Herrlichkeiten des Volksgemüts im Verborgenen schlummern und der Auferstehung harren. Der dies

Wunder zur Wirklichkeit gemacht, ist Prof. Wilhelm Wisser, dem wir getrost den „plattdeutschen Grimm“ nennen können, denn kein Märchensammler hat seit der unsterblichen Tat der beiden Brüder so tief und rein und voll aus dem Jungbronnen der deutschen Volksphantasie geschöpft wie er. In zwölfjähriger Sammelarbeit hat Wisser in seiner ostholsteinischen Heimat gegen 1770 Geschichten aus dem Munde des Volkes gehört, die nun die Grundlage bilden für die große wissenschaftliche Ausgabe seiner plattdeutschen Märchen, die dieser „beste Kenner niederdeutschen Volkstums“ im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften bearbeitet. Den besten, den dichterisch wertvollen Teil seines Lebenswerkes bietet er aber schon jetzt dem Publikum in den „Plattdeutschen Volksmärchen“ dar, die er als einen Band der bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden großen Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur“ herausgibt.

Wie er zu dem „olten Märchenperleser“ wurde, dem die einfältigen Söhne der Nordostsee Holsteins und der Insel Fehmarn bereitwillig Mund und Herz öffneten, berichtet er selbst in der Einleitung zu diesem Werk. Mehrere Jahre suchte Wisser vergeblich; er hatte die Hoffnung, noch etwas zu finden, schon ganz aufgegeben, als er auf eine alte Frau in dem Dorf Griebel aufmerksam gemacht wurde, die Märchen wissen sollte. Das Gerücht erwies sich als wahr; Frau Stina Schlör war eine echte Märchen-erzählerin. Etwa 240 Erzähler haben Wisser dann nach und nach ihre im Gedächtnis treu bewahrten Schätze mitgeteilt. Die allermeisten waren in Ostholstein selbst geboren. Und nicht die Frauen, wie man wohl bisher geglaubt, zeigten sich als die besten und treuesten Hüter der Märchenüberlieferung, sondern die Zahl der Männer, die gegen 190 beträgt, überwiegt bei weitem die der Frauen. Die Märchen-erzähler erwiesen sich den Erzählerinnen in jeder Beziehung überlegen; sie wußten auch mehr Geschichten; während von den Frauen nur eine, die Frau Schlör, mehr als 40 Geschichten berichten konnte, wußten von den Männern zwei über 60, einer über 50, einer über 40, fünf über 30, sechs über 20. Die meisten und besten Märchen hat dem Professor ein 80jähriger Maurer, namens Johann Hünike, mitgeteilt. Dem Stande nach gehörten die Personen ganz vorwiegend den untersten Schichten der Bevölkerung an, es waren Tagelöhner und kleine Handwerker, sogenannte Katenleute, während die eigentlichen Bauern nur Väterlich vertreten waren. Fast alle waren alte Leute. Die Leute mittleren Alters wußten zumeist wenige Geschichten und die jungen vielfach gar keine mehr. Die Zahl der Geschichten schmilzt mehr und mehr zusammen und immer weniger davon vererbt sich auf die nachfolgenden Geschlechter. Deshalb war es höchste Zeit, daß ein Sohn des Volkes, der auf dem Lande geboren und aufgewachsen war, das Platt als Muttersprache spricht und mit den Leuten von Jugend auf umzugehen wußte, die letzten Garben in die Scheuern unserer Literatur erntete.

Astronomisches.

Wird die Sonne kleiner? Es ist bedauerlich, aber ein unvermeidlicher Schluß, daß die Sonne allmählich dahinschwindet. Nach der Auffassung, die durch die neuen Forschungen über die strahlende Materie erzielt worden ist, kann nicht länger bezweifelt werden, daß die Sonnenstrahlen, die alles Leben auf der Erde geschaffen haben und erhalten, eine Abnahme auch der Sonnenmasse bedeuten. Freilich braucht der Mensch keine Angst zu empfinden, daß die Sonne eines Tages den Dienst versagen könnte, denn die Erde würde wohl weit früher in Trümmer gehen oder durch Erkaltung unbewohnbar geworden sein, ehe eine erhebliche Abnahme der Sonnenenergie bemerkbar werden würde. Immerhin ist es von Interesse, die Tatsache der Sonnenabnahme festzustellen und vielleicht sogar zu messen. Dafür hat der Astronom Dr. Bossler von der Pariser Sternwarte eine Formel gefunden. Danach würde die Sonne jedes Jahr 180 Trillionen Gramm an Masse verlieren. Das klingt wie ein gewaltiges Gewicht und wäre es ja an sich auch, denn es kommt dem Gewicht von 180 Billionen Tonnen gleich. Das geht über die menschliche Vorstellung hinaus und ist doch geringfügig mit Rücksicht auf die Gesamtmasse der Sonne. Würde es doch nach dieser Feststellung 30 Millionen Jahre dauern, ehe die Sonne durch die von ihr ausgehenden Licht- und Wärmestraahlen eine Masse verloren hätte, die derjenigen der Erde gleichkäme. Diese ist auf 6000 Trillionen Tonnen berechnet worden. Diese Angabe bedeutet eine Zahl, bei der hinter der 6 noch 21 Nullen stehen. Die Sonnenmasse übertrifft aber die Erdmasse nahezu 325 000 mal. Die gesamte Lebensdauer der Sonne würde sich danach, wenn der Verlust gleichmäßig anhält, auf ungefähr 10 Billionen Jahre berechnen. Wenn man bedenkt, daß der Mensch bisher höchstens ein paar Millionen Jahre auf der Erde haust und daß die ganze Erdgeschichte vielleicht einige hundert Jahrmillionen umfaßt, so verschwinden die Schicksale der Erde und gar des Menschen gegen die Vorgänge, die an der Vernichtung der Sonne arbeiten. Für eine direkte Beobachtung sind die Verluste der Sonnenmasse überhaupt viel zu klein und Dr. Bossler gibt selbst an, daß die heutigen Forschungsmittel etwa 40 000 mal feiner sein müßten, um eine unmittelbare Messung dieses Vorgangs zu gestatten. Die Erdbahn muß, wenn die Masse und infolgedessen die Anziehungskraft der Sonne abnimmt, allmählich eine Veränderung erleiden, aber auch dafür braucht sich niemand zu fürchten.